

Titelverteidiger Fr. Andrus/Henrotin in diesen damit wieder

Bugbe-USM gegen

James/Russell

Andrus/Henrotin

ts=

Bieger (Webbigen) zumeister vom Gau hatten einen guten auch Ogeft. Bad eingreifen.

treffen im Wel (Frankfurt a. M.) zu unseren Klasse-Kriegsmarine und aber als verblüffene

I gewichtsturz (Hellingsee) mit Uffz. Köh (Eising) dabei keine großen ter PS-Kämpfer

in der Halb- ann (Berlin) viel- Uffz. Kiefer (Rei- nger werden von und Scharpenad

icht wird wahr- und Uffz. Grube- tierter Nachwuchs- tednisch hinaus- gefährden kann.

eljährig Necro von Paris in den über. Auch sein- der nach Italien als in englischen

den am Sonntag- dennen statt. Im Gledde-Bototrop- Vorgabe, Punkt- en das Programm.

er unserer besten der Deutschlands- mme Königs- bruch zugegen. Schon bei der- hat nunmehr dazu- elbung für die- hat. An seiner- and das am 5. deutschen Mann-

urden 18 Fahrer- der die zwei Wor- blst wird am 7.

Mitglied der- blfaher

Jul

uvern.

Dandeschefter

orchefter unter

n in den Be- musikzug Schie-

ur Deutschland. Bod. Hermann

ichsnäheftandes- malt.

Art. Regts. 76

en (Industrie-

terfel Blumen

ellische Günst- Anleitungs-

der Kapelle

er, Sopran.

er (Aufnahme

er unter a. Francesca.

thlingsschützen- vobies Nr. 1.

ter, Pott.

er am 6. bis

Das kleine

tröff. Gefang.

ghen).

Wie wir zum Faltboot kamen.

Von Bill Behm.

Eines Abends erklärte meine Frau: „Weißt du was? Wir kaufen uns für den Sommer ein Faltboot.“

„Was für'n Ding?“ fragte ich vorsichtig; denn man kann bei Frauen nie wissen, was sie plötzlich so aus- reden.

„Ein Faltboot. Sieh mal hier!“ Sie zeigte mir eine Zeitschrift.

Richtig, inmitten einer herrlichen Landschaft schwamm auf einem See ein kleines Boot. Ein mit Badeanzug bekleideter Substanz hantierte mit irgendeiner länglichen Angelegenheit, und auch ich fand das sehr schön.

„S-m“, meinte ich, „was wird so ein Faltboot denn kosten?“

Meine Frau überhörte wie gewöhnlich diese Frage. „Wir müssen natürlich ein Zelt haben, dann können wir den ganzen Sommer über im Freien leben. Wir sparen eine Sommerreise, wir können...“

Eine halbe Stunde redete sie auf mich ein, und ihr Fanatismus steckte mich schließlich ein. Kurz und gut, ich nahm das Faltboot und bat am nächsten Morgen einige Firmen um Prospekte. Diese kamen, und jedem lag ein Stückchen Gummistoff bei.

„Das ist die Haut“, erklärte meine Frau, „die muß was aushalten können.“

Und nun begann ein großes Experimentieren. Wir tauchten die Haut in gewöhnliches Wasser, dann zur Meeresprobe in Salzwasser, wir zogen an ihr herum, stachen mit Messern in sie hinein, pellten sie auseinander, aber erst in konzentrierter Schwefelsäure hauchte sie ihr Leben aus. Ich war befriedigt, meine Frau erst recht, trotzdem sie mit der Schwefelsäure in ihr schönes Kleid ein großes Loch gebrannt hatte. Jedenfalls nach längerem Streik über die Länge, Breite und Höhe des Bootes einigten wir uns ausnahmsweise.

Eine Woche lang schloßen wir nicht und machten die tollsten Pläne, wohin wir überall fahren könnten, wobei Batavia und die Südküste überhaupt das Nächstliegende waren, bis dann eines Tages ein Wagen vor dem Hause hielt, und ein Mann eine große Kiste abgab.

Ich hatte mir immer vorgestellt, ein Faltboot sei eine Angelegenheit, die man bequem so in der Koffertage bei sich führt, um sie jederzeit gebrauchsfertig in einer Mi- nute auseinander zu klappen, dem schien aber nicht so.

Mit Meißel und Hammer bewaffnet, machte ich die Kiste auf. In meinem Vetter sah es sehr bald aus wie in einer Räuberhöhle. Da lagen festfam geformte Stöber, lauge Stäbe, Tische, Seile, große und kleine Säcken, Lächer, Matten, Rissen und andere Dinge in fleißigem Durcheinander.

Wir betrachteten zunächst mal alles sehr gründlich. Dann warf sich meine Frau in einen Klüßel, schwenkte die Beine über die Leine und erklärte: „Jetzt müssen wir das Boot mal aufbauen.“ Und dabei winkte sie ver- dächtlich mit einem Zettel, den sie irgendwo erwischt hatte.

„Also erstens: Haut ausbreiten. Tu mal!“

Ich breitete die Haut aus.

„So richtig!“ erklärte sie befriedigt. „Nun kommt zweitens Vorderboden mit Spant 8...“

„Wo ist denn überhaupt vorne, und was ist Steven?“ fragte ich schließlich.

„Das ist vorne“, bestimmte meine Frau und deutete mit dem Zeigefinger gegen das eine Ende der Haut.

„Woran siehst du denn das?“ wagte ich mich zu er- kundigen.

„Na, das kann man doch sehen. Außerdem nehme ich an, daß das vorne ist. Dann sieh doch mal im Lexikon nach, was Güllrand ist, ich lese das gerade.“

Wir machten uns also an das Studium des Lexikons. Worte, die ich nie gehört hatte, wurden nachgeschlagen und darüber debattiert. Dann ging es von neuem los. Ich zog den Rod aus, dann die Weste, dann den Kragen. Schließlich ging ich in mein Schlafzimmer und holte mir den leichtesten Pyjama.

Nach drei Stunden heftiger Schwerarbeit stand end- lich ein winstliches Etwas im Raum. Zwei Finger hatte ich mir gequetscht, und der Schweiß tann mir in Strömen den Rücken herunter. Mein Pyjama hing in Fäden am Körper.

Meine Frau zweifelte an der Richtigkeit des Zu- sammengebauten, was ich natürlich heftig bestritt. Aber irgendwie schienen wir den Geist des Faltbootes wirklich noch nicht erfasst zu haben. Wir machten eine Pause und tranken Kaffee. Immer wieder wandelten wir um das merkwürdige Boot herum, und erst nach langer Zeit be- kam meine Frau wieder Mut.

„Weißt du was? Morgen fahren wir auf dem Mann- see. Und jetzt wollen wir mal das Zelt aufbauen.“

Wir ließen das Boot Boot sein, und ich machte mich von neuem an die Arbeit. Diesmal war es leichter; denn die komischen Bezeichnungen fielen dabei fort. Immerhin wollte es nicht stehen, und so zogen wir in den Garten, dort ging es besser. Wir trocknen hinein, legten uns in den verschiedensten Stellungen nieder und machten uns aus, wie es erst wäre, wenn wir unterwegs seien, so im Sommer, abends mit Mondschein und Lager- feuer. Fabelhaft!

„Wir müssen schon sehr frühzeitig trainieren“, meinte meine Frau. „Wie wäre es, wenn wir heute nacht im Zelt schlafen?“

Etwas kleinlaut stimmte ich notgedrungen bei.

Um elf legten wir uns in unserer neuen Behausung zur Ruhe. Um halb eins begann es zu regnen, und um drei trocknen wir bibbernd vor Kälte aus dem Zelt her- aus und in unsere warmen Betten hinein.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, hörte ich meine Frau telefonieren. „Ja, denk dir nur — hach — heute nacht haben wir schon im Zelt geschlafen. Es war — hach — — herrlich. Also du kommst gleich.“

„Mit wem hast du denn telefoniert?“

„Mit Kasimir“, sagte meine Frau lachend.

Kasimir, mein Freund Kasimir! Daß ich an ihn gar nicht gedacht hatte. Natürlich, Kasimir war der richtige Mann. Und Kasimir kam, strahlend wie immer.

Als er das Boot sah, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen. „Das soll ein Boot sein? Steht aus wie 'ne Kuchenform.“

„Ich habe ja gleich gesagt, daß es falsch ist“, rief

meine Frau, „aber auf der Gebrauchsanweisung war alles richtig angegeben. Nur der Bill...“

Kasimir zog den Rod aus und hielt uns in Atem. Er kommandierte, und wir schufteten, und eine Stunde später waren wir — mit Stabtaschen beladen — am Wannsee. Und hier ging es erst richtig los. Ich habe Kasimir ja schon immer bewundert, innerhalb einer

Eine Familienpension in Corumba.

Behaglichkeit am oberen Paraguay.

Von Otto Steiniger, Rio de Janeiro.

Ein Bekannter in Sao Paulo hat mir die Adresse der „Penao Familiar“ in Corumba gegeben und hin- zugefügt, daß ich dort zwar nicht gerade elegant wohnen, aber anständig essen und alles in allem billig leben würde. Das schien vertrauenswürdig. „Penao Familiar“ heißt schließlich nicht umsonst „Familienpension“. So etwas Unheimliches, Gemülliges, Brütates, etwas eben, was nach Zuhause sein roch, nach Heimat schmeckte. So bin ich denn hierhergekommen, als ich nach Corumba kam.

Das geschah auf folgende Weise: Ein Dampferchen brachte uns in fünfzehntägiger Reise von Porto Espe- ranca, dem Endpunkt der „Brasilianischen Nordwestbahn“ am Oberlauf des Paraguyflusses, nach Corumba, das, obwohl die größte Hafenstadt des Staates Mato Grosso, über keinerlei Eisenbahnverbindungen verfügt. Das Dampferchen biles ein freudiges Signal, und da schloßen denn gleich vom Ufer Einbaumtänzer und Ruderboote herbei, um die Passagiere und ihre Siebenlader an Land zu bringen. Dort wiederholte sich das Schauspiel. Ein paar gierige Vagabunden rissen uns die Gepäckstücke aus den Händen und drückten, sie würden uns führen, wir sollten ihnen nur getreu folgen. Ich nannte den Namen der Familienpension und folgte.

Ja, nun bin ich also unter Dach und Fach, laue mir die Nägel vor Verdruss, obwohl ich natürlich haargenau weiß, daß das gegen alle gute Sitte verstößt, und über- lege, was zu tun ist. Aber da läßt sich wohl nichts ändern, da heißt's ganz einfach ausscheiden: „Du bist doch ein Mann, ein Kerl! Zeig mal, daß du noch Mutz in den Knochen hast! Bist schließlich endlich nach Mato Grosso gekommen, um ein halb Schod Abenteuer zu bestehen!“ Ich meine, Mato Grosso ist nicht umjost der Wildwest von Brasilien, das Land der Goldwälder und Diamantenjäger, der Gummi- und Matepflanzler, das freie Königreich der Jaguarjäger und jenes interessanten Combolleben, das in den vorgelagerten Südstaaten Brasiliens nicht mehr anzutreffen ist.

Ja, um dieses alles zu sehen, zu erleben, bin ich nach Mato Grosso gekommen; und ich würde auch durchaus nicht murren, wenn mir etwa auf einem nächtlichen Spaziergang durch die Straßen Corumbas eine Handvoll heulender natter Indianer begegnete oder aber beim Öffnen meiner Schlafzimmertür ein lauschender Jaguar entgegenstüpte. Ja, selbst wenn mir beim Zubettgehen aus den weichen Kissen meiner Lagerstätte eine glühende Viper ins Gesicht stieße, so würde ich das zwar nicht gerade als besonders angenehm empfinden, aber doch durchaus kein überläufiges Wort darüber verlieren. Es pappte eben haargenau in den Rahmen des mir er- träumten Abenteuerlebens und wäre darum hochwill- kommen.

Was ich aber fand, ist etwas ganz anderes; und diese Ueberraschung geht mir auf die Nerven. Ich fand nämlich Schmutz, Nachlässigkeit und Langeweile, wo ich tühnen Mut und stürrende Gefahr zu sehen hoffte. Wäre das Leben hier auch noch so gefährlich und beschwerlich — so meinte ich —, so wäre es darum doch immer noch romantisch. Und ein romantisch abgestimmtes Herz trägt romantische Beschwerden, selbst wenn sie alles andere als angenehm sind, ohne mit der Wimper zu zucken. Wunden, die um der Romantik willen empfangen werden, brennen nicht. Schmerzen, die man darum er- leiden, sind süße und erquickende Labial. Aber ich habe eben nicht damit gerechnet, daß man nie mein Bett in Ordnung brachte, daß man nie mein Zimmer auskehrte und daß man nie niemals frische Bettwäsche und ein neues Handtuch gab, ja nicht einmal frisches Wasser. Alle diese Dinge, die für meinen bescheidenen Geschmack

Wertvollkunde hatten wir ein richtiges Boot vor uns stehen.

Das Boot wurde zu Wasser gelassen, wir wurden mit Mühe schwankend hineingelegt, Kasimir gab uns einen Stoß, zwei Sekunden Angst, ein Aufschrei meiner Frau, dann ein erstüßtes Aufatmen.

„Himmlich!“ sagten wir und schwammen.

zum täglichen Leben gehören, die selbstverständlich sind, muß ich mir erst erlärnen. Das Bett bereitete ich mir schon selbst, ebenso besorgte ich mir neues Wasser zum Waschen, Trinken und Zähneputzen; aber — du mein Gott! — ich würde es doch gern sehen, wenn man dann und wann mein Zimmer auslegte. Ich meine, das kann man doch nicht unbedenklich nennen!

Ich habe also, man wird mir's zugeben müssen, Grund zur Klage, und darum lasse ich auch jetzt den Kopf hängen, und denke mit Sehnsucht an die sauberen weißen Tafeln meiner kleinen Pension in Sao Paulo, an die herrliche, märchenhaft anmutende Tafel, daß dort täg- lich mein Zimmer gekehrt — nein, was sage ich — ge- bohrt wurde. Und ich denke daran, daß es dort keine Flöhe gab, keine Wanzen, keine Schaben... Und ich träume von dem appetitlichen Essen, das Donna Susanna, unsere Frau Wirtin, zu bereiten wußte. Ich denke an den knusprigen Apfelstrudel, den sie backte, den lederen Sauerbraten, den sie... O, höchstes der Gefühle!

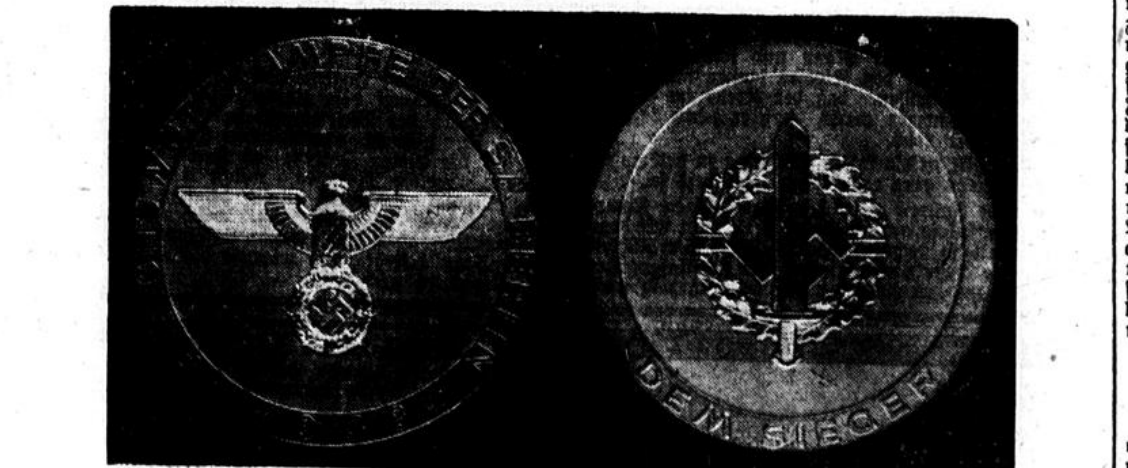
Ja, das hat nun alles aufgehört. Wir trinten am Morgen Kaffee, den uns der Herr Wirt vorher gewiegt und gestiftet hat, und essen dazu knochentrockenes Brot. Und mittags speisen wir Reis und schwarze Bohnen und ominös riechendes Trockenfleisch und Steaks, die jäh wie Schuhleder sind und nicht zu beißen, geschweige denn zu verdauen. Und abends genießen wir wieder Reis und schwarze Bohnen und Trockenfleisch, und die gleichen jähnen Schuhledersteaks wie mittags. Aber so verlangt es wohl die strenge Sitte von Innerbrasilien, an der nicht zu drehen und zu drehen ist.

Die Familienpension gehört einem urasten Ehepaar von gutmütigen, aber wenig vorgeschrittenen Anschau- ungen. Ein halbwegsiger Jüngling hohlet, der zwar tagaus, tagein ein lebenswüdriges Kägelchen zur Schau trägt, das jeglichen Tadel von vornherein entwarfnet, der aber mit konstanter Bosheit allen jenen kleinen Arbeiten und Beschäftigungen aus dem Weg geht, die seine Stellung als Hausfaktotum eigentlich mit sich brächte.

Die Folge all dieser Vergernisse ist, daß ich selbst verärgert bin und auch an der ewig heiteren Wiene dieses Jünglings kein Vergnügen finde. Er mag da noch so lebenswüdrig grinsen: Ich gerate doch gleich wieder in Wut, wenn sich mein hübscher blauer, eben erst chemisch gereinigter Anzug bei der geringsten Berührung mit einer der vier Wände meines Zimmers, mit dem Stuhl, auf dem ich sitze, mit dem Tisch, an dem ich arbeite, in einen schmierigen Wischlappen verwandelt, der allen feierlichen Glanzes bar ist. Was nützt das alles Säubern und Bürsten, das ein Junggefellc howieso nie sonderlich zu schätzen weiß? Verlorene Liebesmü!

Das Publikum, das in dieser Familienpension ver- kehrt, ist auch nicht danach angeen, uns die so notwen- dige Heiterkeit der Seele zu verschaffen. Es fehlen näm- lich die hübschen Frauen und appetitlichen Mädels, die allein imstande wären, uns über die Nachlässigkeiten hinwegzutrotten, uns den grauen Alltag des Lebens ver- gessen zu machen. Die einzige Weiblichkeit im Rahmen der Familienpension ist die Frau Wirtin selber. Und die ist uralt und klapperbürr, von den Stürmen des Lebenskampfes permüht und mitgenommen. Sie kann uns keinerlei Inspirationen bringen. Die Kundshaft aber besteht aus griesgrämigen Knadern, die ebenso abgekämpft sind wie der Herr Wirt, und aus grasgrünen Bengeln, die noch nicht trocken hinter den Ohren sind. Sie wissen uns jedenfalls nicht viel zu erzählen von der Komödie unseres Daseins.

Ja, und darum sitze ich nun hier in meinem joga- nannten Zimmerchen, das ein elendes Loch in einem ebenso elenden Stall ist, und das abends nur mit einer elenden Kerze erleuchtet wird. Und ich frage mich, warum mir um Himmelswillen jener Bekannte in Sao Paulo gerade diese Familienpension so angelegentlich an- herz gelegt hat. Und ich frage mich auch noch mit stillem Grauen: „Sind denn alle Familienpensionen in Inner- brasilien so wie diese?“



Siegerplakette für die Reichswettkämpfe der SA.

Für die in der Zeit vom 15. bis 17. Juli in Berlin stattfindenden Reichswettkämpfe der SA hat die Oberste SA-Führung eine Siegerplakette herausgegeben, deren Vorderseite den Hohenstadel und deren Rückseite das SA-Sportabzeichen zeigt. Die Plaketten werden in Gold für den Sieger, in Silber für den zweiten Platz und in Bronze für den dritten Platz hergestellt. (Schirner-M.)

Kleiderluxus bei Männern.

Von Eduard Stemmlinger.

Die Königin Elisabeth von England hinterließ mehr als 3000 Gewänder, die Kaiserin Katharina von Rußland 8700 kostbare Kleider, von denen keines älter als drei Jahre war. Marie Antoinette besaß einige Jahre vor der Revolution 9000 Kleider, die sie alle mit Hilfe ihrer Modederatinerin Berlin selbst entworfen hatte; ihre Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, war über die Vuhucht ihrer Tochter entrüstet und schrieb ihr einmal, so kleide sich eine Schauspielerin, aber keine Königin.

Na also, sagt der Herr der Schöpfung bei sich und denkt dabei an die Schneiderrechnung seiner Frau. Aber ich möchte den sehr verehrten Damen verraten, daß auch die Männerwelt hinsichtlich des Kleiderluxus bemerkens- werte Schwächen besitzt, seit die Welt besteht. Zu Mar- tials Zeiten trug der römische Dandy eine Toga aus Amethospurpur, wobei der vorausgehende Slave jedem Bekannten ins Ohr flüsterte: „Kostet das Bund 900 M.“ Das Krönungsleid König Bengels II. von Böhmen (1297) kam auf 160 000 M. Da wird man nun einwenden, das waren außerordentliche Anlässe. Aber was sagt ihr dazu, daß Madame de Sevigne in einem Briefe (1757) klagt, ihr Schwiegergohn gebe für Toiletten viermal so

viel Geld aus als ihre Tochter? Daß in England zur Zeit Elisabeths für einen Herrenanzug „1000 Eiden- räume und 100 Ocken“ drauingingen?

Unsere Frauen klagen so häufig, daß sie nichts an- zuziehen hätten. Man sehe sich dagegen bei Männern um! Zu Martials Zeiten wechselte ein Knechtlicher wäh- rend des Dieners einmal keinen Ueberwurf, um keine Gar- derobe zu zersören. Karl der Kühne nahm zur Schlacht von Granon (1476) 400 Ritten mit Silber- und Gold- hosen, darunter allein 100 goldbesetzte Röcke mit. Graf Brühl, der verdammenswerdige Minister unter August III. von Sachsen, füllte zwei große Säle mit seinen Kleidern; zu jedem Anzug gehörte eine besondere Uhr, Doje und ein besonderer Degen. Sämtliche Kleider waren in Miniatur in ein Buch gemalt, das ihm jeden Morgen zur Auswahl vorgelegt wurde. Die eroberten Preußen fanden in seinem Palast 600 Anzüge, 100 Pelze, 200 Spitzenmaniketten, 1500 Perücken, 2000 Paar Schuhe, 4 Röcke, 6 Westen, 4 Beinlender und 16 Hemden! Der Herzog von Orleans besaß im Jahre 1735 11 000 voll- ständige Anzüge, darunter einige, die mehr als eine Million gekostet hatten. Der Minister Talleyrand trug noch 1810 ein Jahr hindurch täglich vier verschiedene Outaten getriebener! König Johann II. von Frankreich (1350-64) verwendete zur Fütterung eines Mantels 670 Waderbachschelle; für seinen Enkel ließ er mit 2790



Schönes Kleid mit bunten Stickereien. Dieses Modell in Schwarz zeigt gestickte Or- namente auf den breiten Schärpenenden und eine schmale Borte am Ausschnitt.

Fellen von grauen Eichhörnchen ein Gewandstück füttern. Als die Spitzen „modern“ waren, besaß König Rud- wig XVI. von Frankreich 70 Paar Manschetten aus feinen Valenciennespitzen und der Herzog von Chartres trug Spitzen sogar an Schuhen, an den Ärmeln und Ell- bogen in einem Gesamtwert von 4 Millionen Francs.

Das Galatostium Potemkins, des berühmten Günst- lings der Kaiserin Katharina, kostete wegen der vielen Goldstücke 600 000 M. August der Starke von Sachsen- Polen trug um mehr als 2 Millionen Summen an sich, Ludwig XIV. sogar solche um 124 Millionen Livres, um bei dem perfekten Geliebten Eindruck zu erwecken. Da fällt das edelsteingekleidete Prachtgewand Karls des Kühnen im Wert von 200 000 Dukaten doch recht fast ab, während die Kluft Eberhards auf dem Wiener Kongreß in seinem perlenbesetzten Rod im Wert von 4 Millionen Gulden und ein ungarischer Graf 1850 auf dem Wiener Hofball mit einem edelsteinbesetzten Raspat im Wert von 2 Millionen Gulden leben lassen konnten. Lange Zeit erwie sich die Anstalt fort, die Perücke hätte den Zweid gewahrt, den Mantel eigenen Haares zu verdecken. Nichts falscher als das. Die Perücke war von Anfang an ein Kleidungsstück wie Hut und Kravatte und diente zur Vervollkommen der äußeren Erscheinung. Eine Allongeperücke gewöhnlicher Art kostete etwa 150 M., eine solche Staatsperücke kam auf 1000 Taler. König Friedrich I. von Preußen, der die Perücke bevorzugte hatte — französische zahlten 25 Taler, einheimische 6 Taler —, hinterließ deren gegen 150, der Tondichter Sündel 490. Die katholische Geistlichkeit durfte keine Perücken tragen; am heiligsten trat Papst Benedikt XIII. dagegen auf. Napoleon I. verbrauchte eine Unmenge von weißen Westen, weil er — ein harter Schnupper — sich nicht die Zeit nahm, immer die Doje zu öffnen, sondern den Tabak gleich in die Westentasche schüttete.

Pistolenforderung wegen Sammlung langweiliger Bücher.

Engländer und Amerikaner sind leidenschaftliche Sammler und verfallen dabei oft auch auf die absonder- lichsten Ideen. So hat, wie wir kürzlich berichteten, der reiche Kaufmann Thomas Cosley in Birmingham 10 000 Bände langweiliger Bücher gesammelt. Diese einzig- artige Bibliothek erregte mit der Zeit Aufsehen. Alle Bekannten von Mr. Cosley wollten sie sehen und so er- schien eines Tages auch ein Journalist, der darüber einen Artikel schrieb. Mr. Cosley hatte sich damit einverstan- den erklärt, denn er konnte ja nicht ahnen, daß der Zei- tungsmann ihn in arge Verlegenheit bringen würde und zwar dadurch, daß er die Namen einiger Verfaller nannte, die der Sammler ebenfalls zu den „Langweili- gen“ rechnete. Bald darauf erschienen bei Cosley zwei fassend gekleidete Herren, die ihr Gesicht in strenge Falten gelegt hatten. Sie überbrachten als Sekundanten des schottischen Schriftstellers MacWherson eine Pistolen- forderung. Cosley dachte natürlich nicht daran, sich des- halb zu hängen, weil er persönlich ein Buch für lang- weilig hielt und war bereit, eine schriftliche Ehrenerklä- rung für Mr. MacWhersons Bücher abzugeben und das Buch aus der Bibliothek herauszunehmen. Weil er nun aber befürchtete, daß noch mehr gekränkte Schriftsteller auf- tauchen und diese Forderung an ihn stellen, ihm also seine ganze Sammlung, auf die er so stolz ist, vernichten, hat er seine Bibliothek geschlossen und zeigt sie niemand mehr.

Oskar-Maria.

Eine einsam lebende Kleinbauernfamilie in Däne- mark mußte den Arzt Dr. Oskar Nissen rufen, weil ein neugeborenes Kind keine Milch aufnahm. Jedes Schließ- chen, das die Mutter ihm gab, brach es sofort wieder aus. Der Arzt untersuchte das Baby sehr gründlich und erklärte dann, daß die Speiseröhre eine derartig anor- male Verengung habe, daß keine Nahrungsaufnahme mög- lich sei. Wenn das Kind am Leben bleiben solle, müsse es sofort operiert werden. Die Eltern waren damit einverstanden. Der Arzt machte sie aber darauf aufmerksam, daß der Erfolg der Operation bei einem so kleinen Neugeborenen sehr zweifelhaft sei, daß in- folgedessen auch mit dem Tode des Säuglings gerechnet werden müsse. Die traurigen Eltern baten darauf, das Kind vor der Operation erst taufen lassen zu dürfen. Der Arzt aber erklärte, daß es viel zu lange dauere, bevor man aus dem weiten Dorf den Pfarrer herbeigeht habe. Er werde veranlassen, daß der Krankenhausesgeistliche die Taufe vornehme. Damit waren die Eltern einverstanden und nun wurde das Kind schließlich eingepackt und dem Arzt ins Auto gereicht. Die Mutter war nicht teilhaftig und der Vater konnte die bestürzte Wäckerin noch nicht allein lassen. Infolgedessen war der Arzt bereit, mit dem Kinde allein zu fahren.

Im Krankenhaus angekommen, ließ er auch sofort den Anstaltsgeistlichen holen. Als dieser aber fragte, wie denn das Kind heißen solle, da mußte er mit Behütung feststellen, daß man in der Eile vergessen hatte, einen Namen festzulegen. Kurz entschlossen sagte Dr. Nissen: „Ach dann nehmen Sie doch meinen Vornamen, taufen Sie ihn Oskar.“ dies geschah. Darauf wurde das Kind operiert, und da die Operation glänzend verlief, nach einigen Tagen wieder zu den Eltern zurückgebracht. Das Krankenhaus vergaß auch nicht, den Taufschein mitzu- schicken.

Es vergingen einige Wochen, da führte der Weg den Dr. Nissen wieder an dem kleinen Bauernhof vorbei. Er hielt an, um sich zu erkundigen, wie es denn dem kleinen Oskar ginge. Die Eltern erzählten ihm freude- krahlend, daß es dem Kinde glänzend ginge. Sie hätten aber eine Bitte, sie möchten es gerne „Maria“ nennen, denn es sei ein Mädchen.

